Der kleine Taschendieb als —

Von Ello Gregor.

Nein, in der Ueberschrift darf man nicht schon die ganze Geschichte verrathen, sonst bringt man sich muthwillig von vornherein um die Leser.

Am Fenster des Salons, der an Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ, stand ein großer, schlanker Mann; indem er halb den Kopf wandte, so daß man sein blasses Gesicht und den dunkeln Vollbart sehen konnte, sagte er: „Du bleibst also bei Deinem Entschluß, mir nicht nach L. zu folgen?"

Diese Worte galten seiner jungen Frau, welche, ihr etwa dreijähriges Söhnchen auf den Armen wiegend, am andern Ende des Zimmers stand. Auch sie war groß und schlank, aber blond und hatte momentan das Roth der Erregung auf den Wangen; ihre ernsten blauen Augen heftete sie voll inbrünstiger Liebe auf das mit dunkeln Locken umrahmte reizende Kindergesicht, das Ebenbild des Vaters.

„Ja", antwortete sie mit ruhig fester Stimme.

Er trommelte mit den Fingern auf die Fensterscheibe; nach einer Weile sagte er: „Weißt Du, daß Deine Weigerung, mir zu folgen, ein Scheidungsgrund ist?"

„Ja", klang es zurück.

„Und wenn ich nun diesen Grund nicht unbenützt vorübergehen ließe", — sagte er, in scheinbar gleichgiltigem Tone, „ich muß gestehen, daß diese ehelichen Fesseln mich nachgerade zu drücken beginnen.

„Mir bringen sie den Tod — ich flehe Dich an — befreie mich von ihnen!"

Der Ton, mit dem sie es rief, die Verzweiflung, die aus jedem Worte wie ein Hilferufschrei herausklang, veranlaßte ihn, sich schnell umzuwenden. Sie hatte das Kind vom Arm herabgelassen; es lief zum Fenster und begann ein Gespräch mit dem Papagey, der mit schnarrender Stimme rief: „Hüte Dich, Hüte Dich!"

Der bleiche Mann schlug die Arme auseinander und mit gerunzelter Stirne sagte er schneidend: „Ich glaube, Du bildest Dir ein, daß Du durch meine Schuld ein unglückliches Dasein führst. Ich hielt, was ich versprach, Du aber hast mich getäuscht, Du gabst vor, mich zu lieben — statt dessen liebtest Du, was soll ich nennen? meinen Reichthum oder jenen Mann, dem Du das Geld zuwendest, das Du mir abschmeichelst?"

„Kein Wort weiter!" sagte sie, sich stolz aufrichtend und mit flammenden Augen. „Jedes fernere Wort der Vertheidigung meinerseits wäre eine Demüthigung."

„Diese Entrüstung ist die bequemste Sprache für eine Schuldige," sagte er ohne Hohn.

„Du kannst mich nicht mehr beleidigen," erwiederte sie, sich zur Ruhe zwingend. „Man fühlt sich nur da beleidigt, wo man Achtung empfindet — Du hast die meinige verscherzt, seit Du mir Ehrlosigkeit und Untreue vorgeworfen und seit Du gegen Walther in perfider Weise intriguirtest."

„Weib!" unterbrach er sie, die Hände ballend. Sie erbebte und trat noch weiter zurück

„Gehe!" flüsterte sie, „Deine Gegenwart nimmt mir den Athem."

„Ich gehe," erwiederte er leichthin, „doch Paul geht mit mir."

Ein Laut des Schreckens drang aus ihrem Munde und im nächsten Augenblick hatte sie das Kind an sich gepreßt. Er lockte den Knaben.

„Willst Du mit mir fortfahren, Paul? Du weißt, in dem schönen Wagen mit den weißen Pferden?"

„Ach ja!" rief das Kind frohlockend und wollte zu ihm eilen.

„Nimmermehr!" schrie die junge Frau auf. Der Kleine sah erschrocken bald die Mama, bald den Papa an, dann begann er zu weinen. Die junge Frau sagte mit dem süßesten Ton, der ihr zu Gebote stand: „Paul, mein geliebtes Kind, willst Du mich allein lassen? Wer soll mich lieb haben?"

Der Mann lachte kurz auf und der Kleine fragte: „Fährst Du nicht auch mit?"

„Nein, mein Herzenskind, ich gehe wo anders hin. Du würdest mich lange, vielleicht niemals wiedersehen, wenn Du jetzt nicht mit mir gehst—und willst Du, daß ich Tag und Nacht mir die Augen nach Dir ausweine?"

„Nein, ach nein, meine liebe Mama, ich bleibe bei Dir — Papa hat ja die Pferde und den Onkel und die Großmama, da braucht er mich ja nicht! Nicht wahr, Papa, Du meinst doch, daß ich mit Mama gehen muß?"

„Thue was Du willst!" sagte er und ließ das erschrockene Kind zurück. Es lief zur Mama und hüllte sein weinendes Antlitz in deren Kleiderfalten.

Zu seiner Frau gewendet sagte der Mann: „Die Sache ist also entschieden; ich gehe allein nach L. und werde von dort aus die Scheidung beantragen. Wohin wirst Du Dich vorläufig wenden?"

„Wohin anders als zu meiner Mutter."

„Bis—doch das geht mich nichts an. Ich werde trotzdem in freigebiger Weise für Dein und des Kindes Existenz sorgen. Du sollst mir nicht ein zweites Mal sagen können, ich sei ein Geizhals.

„Robert!" rief sie in leidenschaftlichem, vorwurfsvollem Tone; er aber nahm keine Notiz davon. „Sorge für das Kind", sagte sie behend, „ich werde für mich selbst sorgen."

„Du?" lächelte er. „Willst Du für Fremde auf der Maschine nähen oder — Farben reiben?"

„Jetzt ist's genug!" sagte sie, dicht zu ihm herantretend und mit glühenden Blicken ihn verächtlich ansehend.

Einen Moment begegneten sich ihre Augen; er schlug die seinen nieder und trat zum Fenster zurück.

Sie hielt sich mühsam an einer Stuhllehne aufrecht, die Füße versagten ihr den Dienst, sie konnte das Zimmer nicht verlassen.

Nach einer kleinen Pause begann er: „Nimm also Paul mit, bis—bis Du eine neue Ehe eingehst, dann gehört das Kind mir, ohne Widerrede und ob es will oder nicht."

Sie suchte nach Worten, aber keins fand den Weg aus dem Herzen zu den Lippen; sie rang nur verzweiflungsvoll die Hände.—War das der Mann, den sie so hoch geschätzt, so heiß geliebt, wie nie Einer geschätzt und geliebt wurde? Wo hatte sie die Augen gehabt, war sie bei Sinnen gewesen, als sie unter den Vielen gerade ihn gewählt, weil er ihr der Beste, Edelste, Begehrenswertheste schien?

„Das Weitere", fügte er kalt und gleichgiltig hinzu, „machen wir am besten brieflich mit Hilfe des Advokaten ab. Um Eines nur ersuche ich Dich: Du hast unsere Trauungsacten in Verwahrung,—es wäre mir lieb, wenn Du sie gleich holen wolltest — was geschehen soll, möge bald geschehen. — Auch die Briefe, die ich Dir im Laufe der Jahre schrieb und die keinen Werth mehr für Dich haben können, erbitte ich mir zurück."

Ohne ein Wort zu entgegnen, verließ sie den Salon.

Paul, der von der Wichtigkeit der Unterhaltung nichts ahnte, weil er fast nichts davon verstand, hatte sich, wie alle Kinder, schnell wieder beruhigt, war zum Papagey gelaufen und rief: „Ich fahre fort, leb wohl!"

„Leb wohl, leb wohl! Komm wieder!" schrie der Vogel. „Laß das Thier!" sagte mißmuthig der Vater. „Komm her, Paul, was hast Du da in der Hand?"

„Es steckte in Mama's Kleidertasche —hier hast Du's, es ist nur Papier."

Robert nahm einen Brief aus des Kindes Hand. Das Couvert war noch nicht verschlossen, die Adresse lautete: „An Fräulein Martha Bernott." Ob er den Brief las, lesen durfte? Martha war die beste Freundin seiner Frau, der Brief, er hatte ihn fast mechanisch aus dem Umschlag gezogen—war lang, der Inhalt könnte ihm vielleicht manches Räthsel lösen, ihm Aufschluß geben über seine Zweifel—war es denn ein Brief neuesten Datums? Er schlug die Bogen auseinander und — las:

Theuerste Martha!

Irgendwo lasich einmal, daß eine Frau nicht immer unbegrenztes Vertrauen in den Edelmuth ihres Mannes setzen dürfe;—die feiner organisirte, selbstlosere Natur des Weibes müsse dem Manne stets ein Räthsel bleiben; er werde oft Etwas tadeln, was sie in der besten Absicht, mit den mühevollsten Opfern vollbracht. Zu dem seien die besten Ehemänner selbstsüchtig und wenn nicht Eifersucht, so sei Selbstsucht das Motiv, daß sie keine anderen Götter neben sich dulden wollten, selbst nicht das eigene Kind.— Martha, Du kennst mich von der Zeit an, wo wir noch mit Puppen- und Bilderbüchern unsere Zeit ausfüllten. Du kennst seit jener Zeit auch Walther Mertens. Du weißt, daß ich an dem armen Waisenknaben stets wie eine Schwester gehangen, mir selbst Manches versagend, für ihn gesorgt, wo ich nur gekonnt, trotzdem er Dir die schönsten Blumen und Schmetterlinge brachte, Dir allein die kleinen, selbstgemalten Bilder schenkte, von denen ich, ach wie gern! auch eines besessen hätte. Ich gönnte Dir aber Alles, fand es vollkommen selbstverständlich, daß er nur an Dich dachte und Dich erfreute. Ich glaube, es ist ihm damals nie eingefallen, daß eines seiner Bilder mich beglücken könnte. Ich habe Grund zu glauben, daß er damals zu bescheiden war, daß ihm der Muth fehlte, mir etwas anzubieten, weil er mich damals so hoch über sich stehend glaubte. Ich bitte Dich—was ist mir vererbter Adel und unverdienter Wohlstand?

Heute ist Walther ein Anderer mir gegenüber: er hat nicht nur an Selbstvertrauen gewonnen, er verachtet wie ich die Vorurtheile der vornehmen Gesellschaft und wir stehen in einem recht angenehmen Verhältniß. Vor meiner Verheirathung konnte ich nur verhältnißmäßig wenig für ihn thun; jetzt habe ich, Dank dem Reichthum meines Mannes, mehr Mittel zur Verfügung und Walther schämt sich auch durchaus nicht, Unterstützungen von uns anzunehmen; er weiß, daß die Kunst dabei gewinnt— er malt furchtbar fleißig an seinen historischen Bildern, die einst Aufsehen erregen müssen— und sie, die Kunst, liebe Martha, ist seine erste Geliebte; er hat aber noch eine zweite, Du weißt es, aber sie ordnet sich bewunderend der ersten gern unter. — Walther's Name ist einer der angesehensten in den hiesigen Kunstkreisen, und mit Recht; er verkehrt in den ersten Familien hier und ich bin stolz darauf, ihn von vornherein, da er noch unbekannt war, protegirt zu haben. Mein Mann neckte mich anfangs wegen meines faible für ihn, doch seit einiger Zeit, denke Dir, regt sich—wie soll ich sagen?—die Eifersucht oder Selbstsucht. Er denkt, daß er dabei an Empfindungen zu kurz kommt.—Willst, kannst Du es glauben? Ich habe noch bis vor Kurzem gedacht daß ich mich täusche— aber das Unglück ist da— mein Mann mißtraut mir nicht nur, er ist von meiner Treulosigkeit überzeugt. Ich habe mich einmal und mit warmen Worten vertheidigt — vergebens! Ein zweites Mal hielt ich es bis jetzt unter meiner Würde.

Walther hat hier eine gute Position in Aussicht—der Einfluß meines Mannes entzieht sie ihm — ich bin außer mir (will Dir nachher sagen weshalb); ich machte Robert Vorwürfe — er wurde heftig, ungerecht, abscheulich! Ich kann Dir unmöglich wiederholen, was er Alles gesagt; er hat ja selbst nicht daran geglaubt, kann nicht daran geglaubt haben und — ich verzieh ihm im Stillen. Die letzten Monate aber waren unerträglich für mich — mein Mann hat mich förmlich gemartert.

Wenn Walther sich melden ließ, so verließ Robert das Haus. Ich wußte am Ende nicht mehr, womit den Letzteren zu entschuldigen. Die Wahrheit: Roberts Eifersucht, konnte ich Walther doch unmöglich mittheilen. Da kam ich auf den vielleicht unglücklichen Gedanken, mich und Paul zu Roberts Geburtstag von Walther malen zu lassen. Damit war Roberts Abwesenheit ja entschuldigt, denn arglos gab ich Walter die Stunden an, wo wir am ungestörtesten sein würden, zugleich aber der Dienerschaft auch die Weisung, mir die Ankunft meines Gatten sofort zu melden und zu verhindern, daß er uns störe. Ein neuer Diener hatte sich bei dieser Gelegenheit tölpelhaft benommen—kurz, mein Gatte, bereits von Eifersucht gequält, will eines Tages ins Zimmer stürzen, wo Walther, Paul und ich uns befinden. Ich öffne nicht und weise ihn scherzend von der Thüre. Er wird zornig, ich suche ihn zu beschwichtigen und gehe allein hinaus, um ihn völlig zu beruhigen. Er aber kennt sich nicht vor Zorn und ist wenig vorsichtig in der Wahl seiner Worte. Walther, der Alles hört, merkt natürlich, um was es sich handelt, folgt mir, und nun gab es eine Scene, die mir so peinlich war, wie nie eine in meinem Leben. Walther blieb vollkommen ruhig und wies Roberts Forderung zum Duell lächelnd, aber energisch zurück. Er gab mir scheidend die Hand, indem er die Hoffnung aussprach, daß sich möglichst bald Alles erklären und das schöne Freundschaftsverhältniß zwischen uns wieder hergestellt werden möge.

Ich versuchte es, meinen Mann zu überzeugen, daß er in einem ungeheuren Irrthum befangen sei, allerdings ohne ihm schlagende Beweise zu geben. Er sollte meinen Worten glauben — hatte ich ihm doch nie Veranlassung gegeben, mich für eine Lügnerin zu halten. War es Sünde, einen armen, talentvollen Maler, der noch dazu mein Jugendfreund war, zu unterstützen? Nein, es war Pflicht. Ich war so stolz und so froh, daß ich ihm helfen konnte. Mein Mann ließ sich nicht beschwichtigen; mir fiel das Wort ein: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Sieh, ich hätte Robert in mein Zimmer führen und ihm das fast fertige Bild zeigen können, mit dem er überrascht werden sollte — ich war zu stolz dazu — eines solchen Beweises mußte es nicht bedürfen. Ich hätte Robert sagen können: Walther liebt Martha und sie liebt ihn wieder, ihr Glück will ich begründen helfen, indem ich ihn unterstütze, für ihn werbe und petitionire — ich brachte es nicht über die Lippen.

Sei mir nicht böse, daß ich Euer Geheimniß mit so profaischer Oberflächlichkeit erwähne — ich weiß es längst, wie ihr aneinander hängt und — Euch zu Liebe will ich meinen Stolz von mir werfen, will morgen meinem Manne Alles sagen, was mich rechtfertigen muß, obwohl er mich seit Wochen behandelt, wie eine — Dirne.

Vielleicht kommt Robert zur Besinnung—verzeihen will ich ihm gern, denn er fehlt am Ende doch nur aus Liebe zu mir. Hoffentlich kommen für uns die glücklichen Tage der Vergangenheit wieder, ich sehne mich danach so sehr— ich bin krank vor Schmerz; ich würde ein Leben, wie ich es führe, nicht lange ertragen. Ich weiß auch, daß ich Robert noch mit derselben Innigkeit wie sonst liebe, aber wenn er vor mich hintritt, so kalt und gleichgiltig, hart und ungerecht, dann ist mir, als stünde ein Fremder, ein böser Mensch vor mir.

Ich mußte Dir diese lange Beichte ablegen—das fernere Schweigen hätte mir die Brust gesprengt — Doch genug von mir.

Walter muß um jeden Preis die Stelle haben, er hat Dir sicher auch schon darauf bezügliche Hoffnungen gemacht.

Ich sende diesen Brief ab, damit ich nicht, wie ich es bisher gethan, die Unterredung mit meinem Manne länger verschiebe; ich weiß, Du harrst auf den Schluß, die Entscheidung! — Das ist ein Sporn, der Stumme reden macht.

Deine

treue Alice.

Robert war zu Ende, er hatte die Zeilen fast verschlungen; wie Schuppen fiel es von seinen Augen—ein Gefühl der Schaam kam über ihn, er konnte im Augenblick seiner Frau nicht gegenübertreten.—Er überließ Paul der Aufsicht einer Dienerin und eilte in sein Zimmer.

Wie hatte er sich vor seiner Frau erniedrigt! Wie weit hatte eine Leidenschaft, wie die Eifersucht, ihn geführt! Alice war schuldlos, wie Desdemona, er aber hatte gerast wie Othello.

Heute früh war sie zu ihm gekommen, sanft und freundlich wie vor Monaten und hatte ihn vertraulich um eine Unterredung gebeten — er hatte sie brüsk abgewiesen, er habe keine Zeit.

Darauf hatte sie den Arm um ihn geschlungen: „Robert", hatte sie leise gesagt, „ich bitte Dich, Dein Weib".

„Ich habe kein Weib mehr," hatte er, sie zurückstoßend, gerufen. „Gehe zu Deinem Geliebten!"

Darauf hatte sie schnell sein Zimmer verlassen.

Dann war es wie Reue über ihn gekommen, er fühlte, daß er zu weit gegangen sei. Wenn sie sich nun rechtfertigen könnte! Wenn sie unschuldig wäre! Er hatte sie einst so lieb gehabt, er liebte sie ja noch, nur zu sehr, weshalb hatte er sich denn sonst so eifersüchtig gezeigt?

Er war im Begriff gewesen, ihr nachzueilen, als ein Brief — die Nachricht von seiner Versetzung nach L. — kam. Diese Neuigkeit hatte einen neuen Gedankengang in ihm wachgerufen: er malte sich die nächste Zukunft aus — eine lachende Zukunft mit Weib und Kind.

Angenehm erregt hatte er in's Zimmer seiner Frau eilen wollen—er fand sie schon im Saloon — gelehnt an die Schulter von Walther Mertens.

Das war zu viel!

„Ich fand eine Ohnmächtige," hatte der Maler gesagt „das erklärt wohl Alles. Ich gehe und überlasse die Kranke ihrem Gatten."

Walther verließ das Zimmer; Robert erfaßte Alicen's Hand wie mit eiserner Klammer:

„Jetzt rede! Es muß klar werden zwischen uns—ich will an Deine Unschuld glauben — vertheidige Dich!"

Mit einem Ruck hatte sie ihre Hand losgerissen und, sich hoch aufrichtend, damit nach der Thür gewiesen.

Er hatte sich wieder gefaßt und in milderem Tone gesprochen. „Gut denn! ich will Dich bitten, zu reden— es kann noch Alles wieder gut werden."

„Es ist zu spät"—hatte sie tonlos gesagt.

„Nein—ich liebe Dich noch".

„Aber ich habe aufgehört Dich zu lieben."

Da hatte seine Eitelkeit — oder war es sein Herz gewesen?—einen Stachel gefühlt—seine Eifersucht begann wieder zu wühlen, aber die Frau, die bisher demüthig Alles ertrug, nicht mit seinen Waffen gekämpft hatte und ihn nun plötzlich von sich stieß, sie schien ihm liebens- und begehrenswerther als je.

„Ich habe soeben die Nachricht meiner Versetzung nach L. bekommen," hatte er ruhig, in fast freundlichem Tone gesagt.

Kein Laut war von ihren Lippen gekommen.

„Ich sagte Dir, daß ich nach L. versetzt sei."

„Was kümmert das mich?"

„Nun, ich denke, das kann Dir nur lieb sein; Du hast ja viele Freunde dort."

„Ich? Ich bleibe hier."

Wieder — jetzt, nachdem er den Brief gelesen, begriff er's freilich nicht, wie er sie hatte für schuldig halten können — war die Eifersucht für einen Moment in ihm aufgekocht.

„Vermuthlich wegen Herrn Walther Mertens".

„Vielleicht!" hatte sie erwiedert.

Da war Paul hereingestürmt und hatte sich in die Arme seiner Mama gehangen.

Beide Gatten hatten dabei Zeit gefunden, sich zu beruhigen und — dann war die Eingangs der Geschichte erzählte Unterredung gefolgt, die damit endete, daß Alice ging, um die Trauungspapiere zu holen.

Robert ließ jetzt noch einmal die Worte, so weit er sich daran erinnern konnte im Geiste vorüberziehen, und je weiter ihn seine Gedanken trugen, desto mehr schämte er sich vor sich selbst und vor seiner Frau.

* * *

Die junge Frau war gegangen, um die gewünschten Papiere zu holen.

Wie im Traume betrat sie ihr Zimmer — sie mußte sich niedersetzen, die Kräfte versagten ihr von Neuem; sie preßte die Hände an ihre hämmernden Schläfe, an ihr hoch klopfendes Herz —sie konnte nichts mehr denken als: Wie habe ich ihn geliebt und wie hat er mir's gelohnt!

Schmerz und Zorn rangen um die Oberhand—hätte sie nur ein Unrecht begangen, ach, hätte sie nur! Sie wäre ihm ja gerne zu Füßen gefallen und hätte ihn um Verzeihung gebeten — aber sie war so unschuldig—sie war keinen Schritt vom Wege der Tugend abgewichen.

Es war klar, sie hatte sich getäuscht, als sie ihn für den besten aller Männer gehalten und sie war eine Närrin gewesen, daß sie sich an ihn geklammert mit allen Fibern, allen Gedanken— er war ein niedriger Charakter, wie hätte er sonst so niedrig von ihr denken können? Sie schlug die Hände vor's Gesicht, sie rang nach Thränen—aber ihre Augen blieben trocken.

Ach, wo waren die Zeiten hin, da sie in glücklicher Heiterkeit nebeneinander hergingen und er jeden Wunsch aus ihren Augen zu lesen bemüht war; sie nur immer die kostbarsten Geschenke abzuwehren.—Nur Eins erbat sie stets von ihm: Viel Geld. Heute hatte er ihr das zum Vorwurf gemacht.—Sie gab so gern heimlich, ohne daß sie die Absenderin ahnten, Jenen, welche keinen Muth hatten, zu betteln und lieber hungern und frieren. Ihr Mann verlangte selten oder nie Rechenschaft über die Summen, die er ihr gab. Einmal, als er fragte, weil sie verhältmäßig viel verlangte, hatte sie für—Walther gefordert. Trotz aller Bemühungen bekam derselbe anfangs keine einträgliche Arbeit und sie wollte nicht, daß er, der Künstler, sich zum Handwerker erniedrige und Handlangerdienste verrichte. Ihr Mann war anderer Ansicht darüber, er behauptete, Arbeit, welche es auch immer sei, erniedrige keinen jungen Mann —sie aber nahm warm Partei für ihren Freund und umschmeichelte ihren Mann, bat, nannte ihn dann im Scherz einen Geizhals, bis er ihr das Geld mit dem Bemerken hinwarf, sie möge ihre Freigebigkeit nicht überreiben. Der Ton, in dem er das sagte, verstimmte sie, sie hätte das Geld am liesten verweigert, aber es war ja nicht für sie und es wurde dringend nöthig gebraucht, sie wußte Walther ohne jedes Existenzmittel und so nahm sie die Summe. Seitdem aber hatte Walther nie Etwas von ihr erhalten. Sie hatte vollständig den Muth verloren, Etwas von ihrem Mann zu erbitten, sie hatte kein Zutrauen mehr zu ihm.—Sie brach in Thränen aus— sie wußte, sie würde die Täuschung nicht überleben, die ihr Mann ihr bereitet.

Sie begann die Papiere zu suchen.

Da lag der Trauschein — sorgfältig eingeschlossen und umhüllt, da lagen seine Briefe—mit liebevoller Hand geordnet und mit bunten Bändern umschlungen. Sie begann darin zu blättern—zu lesen—ein Blatt nach dem anderen und Thränen strömten über ihre Wangen.

„Diese Briefe erhält er nie zurück — niemals!" sagte sie zu sich selbst; — sie sollen mir eine köstliche Erinnerung sein an die schönste Zeit meines Lebens, sie werden mein einziger Trost sein."

„Paul — ach Paul— wie konnte ich ihn vergessen! Das Kind soll mich für Alles entschädigen — ich brauche es ja niemals von mir zu geben — ich halte mich an die Worte seines Vaters: bis —bis—"

Sie konnte es nicht ausdenken.

Dann fiel ihr ein, das sie wohl um des Kindes willen nicht verschweigen dürfe, was sie rechtfertigen würde, daß sie es zur Scheidung nicht kommen lassen dürfe. Wie wollte sie einst diese That vor dem Kinde rechtfertigen?

Sie sann nach und nahm Robert's Bild in die Hand, das ihr stets lieb und theuer gewesen — doch sie raffte sich auf: „Robert liebt mich nicht mehr, und damit ist meine Macht zu Ende— ich will nicht weich werden, es ist zu spät—jetzt ist Alles zwischen uns vorbei. Wie gut, daß ich den Brief an Martha noch nicht abgesandt."

Fast unwillkürlich griff sie nach ihrer Tasche, in der sie den Brief glaubte.— Er war nicht da. Sie begann in ihrem Zimmer zu suchen—vergebens! Sie betrat den Salon—auch dort war er nicht zu finden. Ihr Mann und Paul hatten den Salon verlassen. Voll Unruhe ging sie hin und her — endlich überschritt sie die Schwelle zu ihres Mannes Zimmer. Er stand am Schreibtisch mit dem Rücken gegen sie.

„Hier bringe ich die gewünschten Dokumente", sagte sie zaghaft. Er rührte sich nicht. Sie schritt langsam näher, und als sie die Papiere niederlegte, sah sie den vermißten Brief in ihres Mannes Hand.

Die Augen der beiden Gatten begegneten sich—auch in den seinigen standen Thränen. Wer war's, der zuerst die Hand des Anderen nahm? Zuerst seinen Arm um den Hals des Anderen schlang? Es war ein stummes, inniges Versöhnen, ein glückliches Wiederfinden nach langer, schmerzlicher Trennung. Robert reichte seiner Frau zwei Blätter. Alice las:

Martha Bernott,
Walther Mertens,
Verlobte.

Das andere Blatt enthielt die Worte: „Herr Walther Mertens, vom Beginn des nächsten Jahres Professor der Kunst-Akademie zu D., erhält für seine speziellen Verdienste ein Ehrengeschenk von 3000 Mark zu einer Reise nach Italien."

Da klopfte es an die Thüre.

„Darf ich herein?"

„Jawohl, du kleiner Taschendieb!"

Paul wunderte sich gewiß nicht wenig über die Fülle von zärtlichen Namen und Liebkosungen, die ihm von den Eltern jetzt zu Theil wurden. Er ahnte nicht, daß sich ein Drama abgespielt, in dem er eine wichte Rolle inne gehabt: die Rolle des Versöhners.

Münchener Landesverrath.

Der Baron Emil Freiherr Kreittmayr-Offenstetten ist dafür in ganz München bekannt, daß er das Pulver nicht erfunden hat. Obwohl ein Enkel des berühmten baierischen Gesetzgebers, dem König Ludwig I. ein Denkmal auf dem Promenadeplatz errichtet hat, besitzt der Herr Baron wenig Respekt vor den Gesetzen. Schon einmal streifte er das Zuchthaus mit dem Aermel, es war dies damals, als sein vertrauter Freund, der unter dem Namen „Brillantensepperl" bekannte Buchhändler Josef Wurm, auf den Namen von Officieren Wechsel fälschte und eine Erpressung an einem Chevauxlegerslieutenant beging. Wurm wanderte auf sieben Jahre in's Zuchthaus und sitzt zur Zeit in St. Georgen bei Bayreuth, während Baron Kreittmayr dem gleichen Schicksale nur dadurch entging, daß sein Vater die falschen Wechsel einlöste und dann zerriß, um das Beweismaterial aus der Welt zu schaffen. Der Präsident des Strafsenats am Landgericht München I bemerkte damals in der Verhandlung gegen Wurm zu dem als unbeeidigten Zeugen erscheinenden Baron Kreittmayr: „Wenn Ihr Vater nicht die Wechsel an sich gebracht und vernichtet hätte, so stünden Sie jetzt nicht als Zeuge, sondern als Angeklagter hier; allein quod non est in acto, non est in mundo!" Der Baron ging zwar frei aus, wurde aber der Charge eines Reservelieutenants verlustig und zum Gemeinen degradirt. Sein Vater starb darauf aus Gram, und als dann der Baron Emil nach seinem Geschmacke heirathete, wurde er von der Familie unter Curatel gestellt. Seither lebte er äußerlich zwar elegant, in der That aber in bescheidenen Verhältnissen mit seiner Gemahlin in einer Miethwohnung in der Gewürzmühlstraße. Seit einigen Wochen fiel es auf, daß der Herr Baron zweispännig ausfuhr. Er war allen Bummlern als ein täglicher Pflastertreter der Maximiliansstraße bekannt und man wunderte sich daher, daß er plötzlich in den Besitz einer Equipage gelangt war. Während der Herr Baron mit dem nöthigen Air in der Calesche saß und von da aus herablassend seine zahlreichen Freunde grüßte, folgte ihm unerkannt das still beobachtende Auge der Polizeidetectivs. — Baron Emil v. Kreittmayr-Offenstetten besaß einen großen Bekanntenkreis noch von der Zeit her, da er in der Redaktion der „Südd. Presse" als Mitarbeiter thätig gewesen war. Unter seinen Bekannten zählte er namentlich auch Offiziere in und außer Dienst. In den letzten Wochen verkehrte er indeß ausschließlich mit einem fremden Offizier, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er ein Franzose war. Der französische Officier, Marquis de Grouillers, zeigte noble Passionen und war stets von seiner Gemahlin begleitet, die jedoch nur seine Maitresse war.

Vor zwei Wochen kam Baron Kreittmayr zu dem ihm gut bekannten Lieutenant a. D. Fleischmann, demselben, der durch die Stechaffaire mit dem Juden Obermaier im Börsencafe in letzter Zeit weiterhin bekannt geworden ist, und vertraute ihm an, daß er sich ein Capital von 30,000 M. verdienen könnte, wenn er ihm den Mobilmachungsplan von 1882 und Pläne der Festungen Ingolstadt und Ulm verschaffen würde. Fleischmann meinte, das ließe sich durch bekannte Offiziere beschaffen, doch müsse es vorsichtig und langsam geschehen, auch wünsche er eine schriftliche Garantie dafür, daß er bei Ablieferung der Pläne wirklich die versprochene Summe erhalte. Der Baron war hoch erfreut über das Entgegenkommen Fleischmann's und versprach ihm, genügende Sicherheit zu bieten. Kaum hatte er den Lieutenant Fleischmann verlassen, so ging dieser zur Militärbehörde, um von der Sache Anzeige zu erstatten und dann auf deren Geheiß zur Polizei, mit der er verabredete, die Sache fortzuspinnen, um die Beweise für den beabsichtigten Verrath an Frankreich beizubringen. Die Polizei setzte sogleich ihre Detectives in Bewegung, um den Baron sowohl wie den französischen Offizier und auch den Lieutenant Fleischmann zu beobachten. Letzterer wußte geschickt zu operiren. Baron Kreittmayr ist ein von Hause aus gutmüthiger, aber einfältiger Petitaristokrat, der plump in die Falle ging. Er vertraute dem Lieutenant Fleischmann alles an, was er wußte: daß die französische Regierung den Premierlieutenant de Grouillers nach München geschickt habe, um mittelst Bestechungen den Mobilmachungsplan pro 1882, die Stärke der baierischen Armee im Kriegsfalle und Festungspläne zu erlangen. Es winkte ein hoher Gewinn, und was liege daran, daß man den Franzosen die Pläne verschaffe. — Lieutenant Fleischmann brachte wirklich einen alten Mobilmachungsplan, und bekanntlich wird jedes Jahr ein neuer ausgegeben, jedoch von den Regimentscommandeuren unter strengem Verschluß gehalten —, allbekannte, aus dem Sulzbacher Kalender entnommene statistische Angaben über Baierns Heeresstärke, sowie einige alte Croquois über Felddienstübungen, die Kreittmayr für richtige und wichtige Pläne hielt und dem Lieutenant de Grouiller's übergab. Mittlerweile hatte der Baron sich auch an einige active Lieutenants gewendet. Diese erfaßten jedoch die Situation nicht und erklärten, es sei ihnen nicht möglich, irgend einen Plan selbst zur Hand zu bekommen. Nur ein Infanterie-Lieutenant schien sich Mühe geben zu wollen, dem Verlangen des Barons zu entsprechen.

Infolge dessen ordnete der Kriegsminister an, daß, um etwaiger Untreue im topographischen Büreau des Generalstabes auf die Spur zu kommen, in einigen Büreaus des Kriegsministeriums falsche Pläne ausgelegt und insgeheim beobachtet werden solle, wer aus- und eingehe und ob etwa ein Plan verschwinde. Drei Tage wurde diese Probe im Kriegsministerium veranstaltet, und während dieser Zeit standen drei Detektives theils unter dem Thore, theils im Gebäude auf der Spähe. Es fand sich, daß keiner der hingelegten Pläne berührt wurde, und man schritt nun zur Verhaftung der bis jetzt bekannten Verräther. Der Infanterielieutenant wurde, obwohl ihm nicht mehr als eine Unterlassung der Anzeige zur Last gelegt werden kann, in der Kaserne verhaftet, der französische Offizier im Hotel und Baron Kreittmayr in seiner Wohnung. Letzterer wurde in die Angerfrohnfeste verbracht, der französische Offizier in das Militärgefängniß am Karlsthor. Bei der in ihren Wohnungen vorgenommenen Haussuchung fanden sich die Beweisstücke, welche hinreichen, eine Anklage auf Landesverrath zu begründen. Das Verhalten des Lieutenants Fleischmann wird in Offizierskreisen mit höchstem Lob bedacht. Baron Kreittmayr begreift dagegen nicht, wie man ihn wegen einer — nach seiner Auffassung — harmlosen Sache in Haft behalten könne und hat Beschwerde gegen seine Haft haltung erhoben, ist aber damit abgewiesen worden. Das Gerücht, es seien an zehn und mehr Offiziere in die Kaserne geschickt und dort verhaftet worden, ist gänzlich unbegründet. Die Regierung der französischen Republik, für deren Friedensliebe die mißglückte Auskundschaftung ein schlimmer Beweis ist, erscheint durch das Vorkommniß stark compromittirt. Der französische Gesandte ist jedoch an der Affaire unbetheiligt. An die Festungsgouvernements sind — auch über Baiern hinaus — verschärfte Weisungen zur Wachsamkeit ergangen.

Neues über Heinrich Heine

enthält ein Büchlein der Nichte des Dichters, der Prinzessin della Rocca — der bekannten Tochter von Heine's Schwester — welches jetzt in Wien erschienen ist.

Ueber Heines vielumstrittene Memoiren spricht die Verfasserin ziemlich betrübende Muthmaßungen aus. Sie ist der Ansicht, daß Heinrich Heine eigentliche Memoiren gar nicht hinterlassen habe. Es sei nicht möglich, meinte dieselbe, daß Heine seinen Freunden mitgetheilt, er habe Memoiren geschrieben; möglich, daß er ein Packet Makulatur zusammenband und „Meine Memoiren" darauf schrieb, um die Leute noch nach seinem Tode zu necken und irre zu führen. Es existirt auch, wie sie selbst zugiebt, ein kleines Heft, welches Heine „Meine Memoiren" betitelt und das er in aller Eile zusammenschrieb, als er mit dem großmüthigen Karl Heine wegen der Leibrente in Uneinigkeit gerieth. Er übergab dieses Heft seiner Frau und sagte ihr: „Bewahre diese Blätter und gieb sie nie aus den Händen; denn sollte man dir je nach meinem Tode die Rente entziehen wollen, so drohe, sie zu veröffentlichen." Nach der Versicherung des Bruders der Fürstin, dem als einzigem Erbe der nachgelassenen Schriften des Dichters seiner Zeit auch dieses „unbedeutende" Heft zufällt und der dasselbe gelesen hat, soll sein Inhalt keinerlei Interesse für das Publikum haben. Einstweilen hütet noch die Wittwe Heines das Manuskript und glaubt daran einen Schatz zu besitzen. Eine Selbstbiographie sei ganz gewiß nicht im Nachlaß des Dichters zu vermuthen, der einst zu seinem Bruder gesagt habe: „Selbstbiographien gleichen alten Weibern, die sich mit falschen Zähnen, künstlichen Haaren und geschminkten Wangen herausputzen!"

Von der französischen Pension Heines, die dem Dichter oft unter schweren Beschuldigungen zum Vorwurf gemacht wurde, berichtet seine Nichte: Der harte Beschluß des Bundestages schädigte Heine in seinen Erwerbsquellen; die Ueberwerfung mit seinem Onkel Salomon Heine, sowie seine Krankheit brachten ihn in Geldnöthen. Die Hilfe seiner Mutter konnte und wollte er nicht in Anspruch nehmen, denn sie hatte ihm bereits große Opfer gebracht und schon zur Zeit, als er studirte, ihre Juwelen verkauft und ihm Theile des Ertrages von Zeit zu Zeit zukommen lassen. Seine pekuniäre Verlegenheit war bald kein Geheimniß für seine Freunde, und die eifrigen Bemühungen derselben verschafften ihm denn von der französischen Regierung 400 Francs monatlich, welche ihm bis 1848 ausbezahlt wurden, ohne daß Heine durch Annahme derselben die geringste Verpflichtung gegen die französische Regierung eingegangen ist.

Von Heine's Frau spricht die Verfasserin nicht im liebevollsten Tone. Sie berichtet über das eheliche Verhältniß in den Krankheitsjahren des Dichters: „Wenn Heine seiner Frau auch herzlich zugethan war, so war es doch nur ein materielles Band, welches ihn an die in ihrer Jugend so schöne Frau gefesselt hatte. Ein geistiges Band konnte so heterogene Seelen nicht verbinden; naive Aeußerungen aus einem schönen Munde belächelt man, bei einer Matrone jedoch wirken sie verstimmend. Mathilde Heine überließ die Pflege ihres Gatten fremden Händen, und blieb, all